

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Graf Lothar saß in einem Kaffeehause und schaute suchend und erwartungsvoll in das Straßengewühl, als sich ihm mit tiefen Verneigungen und unterthänigen Grüßen ein kleiner verwachsener Herr näherte, der ziemlich stutzerhaft gekleidet war und sehr grellfarbene Glacéhandschuhe trug.

„Excellenz," sagte jetzt der kleine Herr, „wenn Sie gestatten wollen, zwei Worte —"

Graf Lothar setzte sein Monocle auf und geruhte den Herrn zu besehen. „Ach, Sie sind es, Herr Zampa! Nun, wie steht es? Gibt es etwas Neues?"

„Excellenz hatten die Güte, mir den kleinen Stempel in Auftrag zu geben — —"

„Einen Stempel?" fragte Graf Lothar gedehnt, als ob er sich besinnen müsse.

„Ja. Wenn Sie sich besinnen wollen, Excellenz, den Stempel der kleinen Elsbeth von der Oper."

„Ah richtig, ja. Das hatte ich ganz vergessen. Mein Gott, in so ernsten Zeiten vergißt man leicht so kleine Scherze. Nun geben Sie nur her. Sie haben es doch genau ausgeführt, wie ich es angab?"

„O Excellenz, natürlich. Haben Sie nur die Güte, meine Arbeit zu besehen. Sie werden ihn nicht von der Originalhandschrift unterscheiden können."

„Schon gut, schon gut. Und die Tusche dazu?"

„Hier, Excellenz. Sie gleicht in der Farbe auch der Tinte der Handschrift."

„Na, so genau kommt das nicht darauf an, Herr Zampa. Sie wissen ja, für mich handelt es sich nur darum, Sie zu unterstützen. Und das thue ich ja, wie Sie wissen, reichlich. Sie haben sich gut herausgemacht in der letzten Zeit."

„Excellenz, Dank Ihrer Fürsorge —"

„'s ist gut. Sie wissen, ich kann diese ewige Dankerei nicht leiden. Ich verlange von Ihnen nur Eines, Herr Zampa, und das ist Klugheit. Seien Sie klug, und ich werde Ihnen vielleicht einmal eine größere Arbeit übertragen können, wobei sie so viel verdienen, daß Sie ein gemachter Mann sind. Für heute nur so viel. Hier ist Ihr Wochengeld, Herr Zampa. Und noch einmal, lassen Sie es sich gesagt sein: spioniren Sie nicht hinter mir her. Wenn Sie das thun, Herr Zampa, so wäre es Ihnen besser, ich hätte Sie damals im Park — Sie wissen es ja wohl noch — hängen lassen."

„Excellenz! Excellenz!" betheuerte der kleine Mann.

„'s ist gut. Hoffentlich verkehren Sie nicht mehr im ‚Blutigen Finger'?"

„I, wo werde ich denn, Excellenz. Bei meinem Einkommen habe ich das nicht mehr nöthig."

„Nun gut. Ich will nicht, daß Sie so gaunerischen Umgang haben. Es thut nicht gut."

Graf Lothar hatte den Stempel und das kleine Farbfläschchen nachlässig in die Tasche geschoben, und Zampa strich dafür einen unverhältnißmäßig hohen Betrag ein. Auf einen Wink des Grafen Lothar entfernte er sich mit vielen Bücklingen und trat auf die Straße hinaus. Hier, unter dem Gewühl der fremden Menschen, trug aber der kleine Herr seine Nase sehr hoch, schlenkerte vornehm-lässig mit dem Spazierstöckchen, bespiegelte sich in einem Schaufenster und rückte selbstgefällig die brennendrothe Kravatte zurecht. Dann setzte er mit kühner Verwegenheit den Kneifer auf die Nase und schaute mit sehr unternehmender Miene auf all' die hastenden, geschäftigen Menschen, die da ihrer Arbeit nachgingen. Kornelius Zampa-Zumpe (den letzteren Namen hatte er abgeschüttelt, weil er es nicht für möglich hielt, daß ein Künstler wie er überhaupt Zumpe heißen könne) war ein feiner Mann geworden. Er hatte einen noblen Anzug, eine entsprechende Wohnung und Geld; er konnte essen und trinken, was ihm beliebte, und Niemand hatte ihm etwas zu befehlen. Er war ein „Herr" wie jeder Andere auch. Weshalb hätte er sich nicht als solcher fühlen sollen?

Der Zustand der Frau Kommerzienrath hatte sich im Laufe der Zeit in einer Weise verschlimmert, die ihr die Hilfe der Frau Doktor Zehlen, ihrer sich aufopfernden Busenfreundin, unentbehrlich machte und sie oft veranlaßte, noch spät in der Nacht zu ihr zu senden, um sich von ihr Morphium geben zu lassen. Zuerst war das noch mit einer gewissen Heimlichkeit geschehen; Frau Prätorius wollte auch



Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin. (S. 203)

vor ihrer nächsten Umgebung nicht merken lassen, daß das augenblickliche Aufleuchten ihrer Laune und ihrer Gesichtsfarbe gleichsam nur ein künstlicher Rausch sei, dem nur zu bald die Ernüchterung, jene entsetzliche Nervenabspannung folgte, in der sie grabesdüstere Schwermuth und Selbstmordgedanken verfolgten, und die sie immer wieder zu der künstlichen Belebung ihrer Nerven antrieb. Später aber, als ihre Angehörigen wohl sahen, wie die Sachen standen, hielt sie auch gar nicht mehr für nöthig, mit ihrem Heilmittel heimlich zu thun. Mit jener excentrischen, an Wahnsinn grenzenden Gereiztheit, die diesen Kranken eigenthümlich ist, wies sie jeden auch noch so zartfühlenden Einspruch gegen ihre „Kur" zurück.

„Es kann nicht anders sein, meine sehr werthe Freundin," sagte ihr Frau Zehlen, als sie eben mit einer solchen Operation zu Ende war und sich Frau Prätorius zum Besuch des Theaters fertig machte; „es kann nicht anders sein; Sie sind das Opfer dieser entsetzlichen Großstadtluft. Diese heiße, staubige Atmosphäre ist für Ihre Nerven der Ruin. Hier können Sie nicht gesund werden. Warum wollen Sie die Reise an das Nordkap nicht unternehmen? Die Gegend ist jetzt Mode, und das Klima wird Ihre Nerven stärken. Was kann es Ihnen verschlagen, wenn die Reise etwas theurer ist, als in andere Gegenden? Sie ist dafür um so gesunder. Warum wollen Sie die Fahrt also nicht unternehmen?"

„Gut, meine vortreffliche Frau Doktor, ich werde sie unternehmen, und wenn ich auf meinem Sopha nach dem Nordkap fahren müßte. Bin ich eine Schustersfrau, die darnach zu fragen hat, was es kostet? Bin ich nicht Frau Kommerzienrath Prätorius von Prätorius & Comp.?"

„Sie dürfen nicht darnach fragen. Sie sind es Ihrer Gesundheit, Ihrer Umgebung, Ihren Freunden und Freundinnen schuldig, nicht darnach zu fragen. Ei was, die Gesundheit ist kostbarer als Alles."

Nachdem sie diesen Liebesdienst verrichtet, zog sich Frau Doktor Zehlen wieder zurück, und Frau Prätorius ging in den Salon, wo sie Gräfin Elsbeth und ihren Sohn Walter traf, die, wie es ihr schien, in einem ziemlich heftigen Disput waren.

„Was gibt's? Wo ist der Vater? Wir müssen gehen. Sind die Wagen bereit?" sagte die Kommerzienräthin mit der ihr eigenen nervösen Hast und Unruhe, die nicht einmal Zeit und Geduld fand, auf irgend eine ihrer Fragen Beantwortung zu erwarten.

„Papa ist auf einen Augenblick nach seinem Zimmer gegangen. Er bekam noch Depeschen, die er durchsehen wollte. Er wird gleich wieder hier sein," antwortete ihr Sohn.

„Das ist doch zu toll," schalt Gräfin Elsbeth entrüstet und knöpfte sich empört die Handschuhe zu.

„Was ist zu toll? Was habt ihr miteinander?" fragte die Kommerzienräthin.

„Er macht mir Vorwürfe, wenn mein Mann Dummheiten macht. Ist ein verrückter Mann nicht ohnehin schon eine Plage für eine Frau? Mußt Du mir das auch noch zum Vorwurf machen?"

„Vorwurf, Vorwurf!" entgegnete Walter Prätorius etwas hastig und ärgerlich. „Zunächst mache ich Dir überhaupt keinen Vorwurf, weil das gar keinen Zweck hat, sondern ich konstatire lediglich die Thatsache, daß Graf Lothar die Rappen, die er vor kaum sechs Wochen gekauft, vorgestern wieder verspielt, oder wenn Dir das besser gefällt, verwettet hat."

„Pah," machte seine Schwester geringschätzig, „ein Paar Pferde!"

„Ein Paar Pferde diesmal allerdings nur, die aber immerhin fünftausend Mark gekostet haben, und wie Dein Mann mit seinen Pferden umspringt, so verfährt er mit allen anderen Dingen, sobald sie einer seiner noblen Passionen dienen. Denn nur so ist es erklärlich, daß Graf Lothar sich in den letzten zwei Wochen achtzehntausend Mark an der Kasse hat auszahlen lassen müssen."

„Das ist nicht wahr!" rief seine Schwester rasch.

„Wie? Nicht wahr? Soll ich Dir die Kassenbelege vorlegen lassen? Weißt Du denn nicht einmal, was Du unterschreibst? Die Belege tragen alle Deine Unterschrift."

„Es ist nicht wahr, sage ich. Lothar hat von mir seit drei Wochen keine Unterschrift bekommen, die ihn ermächtigt hätte, auch nur die kleinste Summe zu erheben."

„Keine Unterschrift, Elsbeth?"

„Keine einzige!"

„Ich habe sie ja selber gesehen."

„Das ist ebenfalls nicht wahr. Du kannst nichts sehen, was nicht vorhanden ist."

„Walter," sagte jetzt die Frau Kommerzienrath erstaunt, „ihr müßt ja in euren Komptoirs eine wunderliche Ordnung haben, wenn Du derartige Hallucinationen hast und Dinge siehst, die nicht da sind. Du bist ja der reine Geisterseher. Gott steh' mir bei. Was hört man da für Sachen!"

Verdutzt, nicht wissend, was er sagen sollte, stand Walter einen Augenblick lang stumm da und starrte bald seine Schwester und bald seine Mutter an.

„Wartet einmal einen Augenblick," sagte er endlich, „ich bin in zwei Minuten wieder da."

Damit lief er aus dem Salon hinaus.

„Da bin ich doch begierig, zu sehen, was er bringt. Er schien seiner Sache wirklich sicher zu sein," sagte Elsbeth.

„Sicher? Thu' mir den Gefallen, Elsbeth, und rede bei einem Menschen, der sich mit Rechnen und Zahlen abgibt, nicht von Sicherheit. Die Zahlen, das mußt Du Dir merken, Elsbeth, sind das Trügerischeste, was es auf der Welt gibt. Deshalb verrechnen sich die Leute auch so häufig. Es gibt keinen Menschen, der sich nicht einmal im Leben verrechnet hätte."

Dann kam Walter zurück und hatte drei Scheine in der Hand, die sich als Anweisungen von je sechstausend Mark auf Prätorius & Comp. auswiesen und allerdings sowohl vom Grafen Lothar als auch von seiner Gattin unterzeichnet waren.

„Hast Du das geschrieben oder nicht?" fragte Walter seine Schwester.

„Nein," entgegnete diese bestimmt, „das ist — gefälscht!"

„Gefälscht!?" schrie ihr Bruder.

„Nun, Gott steh' mir bei, auch das noch! Das wird ja wirklich immer toller. Jetzt aber laßt den ganzen Kram bei Seite und ruft den Vater. Wir müssen fort, es ist die höchste Zeit. Hörst Du, Walter? Was stehst Du da wie Loth's Weib, als sie zur Salzsäule ward? Ich sage Dir, wenn die Zettel heute gefälscht sind, so werden sie es vermuthlich morgen auch noch sein. Also leg' sie bei Seite. Was liegt denn an den paar tausend Mark."

„Was an den paar tausend Mark liegt, Mutter?" fuhr der junge Mann mit großer Lebhaftigkeit auf, die man an ihm noch nie beobachtet hatte. „Es ist grauenhaft, was uns der gräfliche Haushalt im Laufe des Jahres kostet."

„Ach, Unsinn, geh' und ruf' den Vater."

„Von dem, was jetzt in unserem Hause aufgeht, könnte ein ganzes Dutzend Grafen leben, und das gerade jetzt, wo wir wie nie zuvor Ursache haben, sparsam zu leben, wo wir uns mitten in einer Krisis befinden, wie sie gefährlicher und drohender noch nie da war."

„Ach was, Krisis! Wir werden mit Deiner Krisis noch die Ouverture versäumen."

„Mutter, ich rede von ernsthaften Dingen!" sagte Walter mit überraschender Bestimmtheit.

„Ach, laß mich in Ruh' mit Deiner Krisis. Prätorius & Comp. und Krisis! Ich soll wohl, wenn ich meiner Gesundheit halber an's Nordkap fahren will, mich erst umsehen, wie eure Eisenaktien stehen? Fort, kein Wort mehr. Rufe den Vater."

Walter mochte einsehen, daß es vollständig nutzlos sei, vor seiner exaltirten Mutter Gegenstände von Wichtigkeit zu erörtern. Er ging, um seinen Vater zu rufen, und wohl auch, um ihm Mittheilung von den entdeckten Fälschungen zu machen.

Als er dessen Zimmer betrat, sah er zu seinem Schrecken, wie der Kommerzienrath aschfahl in einem Sessel saß, die Beine weit von sich gestreckt, den Kopf tief auf die Brust gesunken, die Arme schlaff herabhängend. Am Boden lag eine Depesche, die der junge Mann rasch aufhob und überflog. Er las:

„Prätorius & Comp. Der Streik ist heute Morgen auf allen Werken ausgebrochen. Von dreitausend siebenhundert Arbeitern sind nur dreihundert und einige in den Werkstätten erschienen, und auch diese sind nicht zu vermögen, die Arbeit fortzusetzen.

Schramm, Direktor."

„Vater!" rief Walter schluchzend und vor dem Kommerzienrath niederfallend.

Dieser schlug müde und mühsam die Augen auf. Ein schrecklicher, todesängstlicher Blick traf den jungen Mann. Der Kommerzienrath machte sichtlich fürchterliche Anstrengungen, um etwas zu sagen, aber die Sprache versagte ihm vollständig; nur ein trostloses, schauriges Röcheln wurde hörbar.

Wie rasend sprang Walter wieder auf und schrie nach Hilfe. Erschrocken kamen die Diener von allen Seiten gelaufen.

„O Vater," stöhnte der junge Mann, der wohl sofort eine schreckliche Katastrophe ahnen mochte, „nur jetzt nicht, nur jetzt nicht!"

Auch die Frau Kommerzienrath und Gräfin Elsbeth eilten infolge der rasch im ganzen Hause entstandenen furchtbaren Aufregung herbei. Mit Hilfe der Diener wurde der Kommerzienrath auf ein Sopha, wo er in eine bequeme Lage kam, gebracht.

„Holt Aerzte, rasch Aerzte, um's Himmels willen!" rief Walter, der wohl der Einzige war, der die ganze schwere Bedeutung des Unfalls sofort begriff. Die Diener flogen nach allen Seiten auseinander, um Aerzte zu rufen, und in dem Zimmer des Kommerzienraths entstand eine unheimliche, angstvolle Stille. Man hörte die schweren, mühsam ringenden Athemzüge des Kranken. Mehrere Male setzte er an und machte gewaltige Anstrengungen zum Sprechen, aber es ging nicht, die Sprache war fort.

Bange, ewiglange Minuten verstrichen. In seiner Todesnoth sah der Kommerzienrath noch einmal seine Familie, Einen nach dem Anderen an. Die Schrecken des Todes lagen schon um seine Augen und redeten eine erschütternde Sprache. Mit ängstlicher Hilflosigkeit und Liebe blickte er noch einmal auf seine Angehörigen, und vor seinem Geist schien gespensterhaft rasch Vergangenheit und Zukunft vorüberzuziehen. Hatte er immer das Rechte im Leben getroffen, um Glück und Segen seiner Angehörigen nach Möglichkeit sicher zu stellen? O, wie weit war der arme Mann in seiner Todesstunde von diesem Trost, von dieser Ruhe entfernt. Er hatte sich auch in seinem ganzen Leben auf die trügerischen Zahlen verlassen, hatte gerechnet und gerechnet, und sich schließlich doch verrechnet. Er hatte sein und seiner Angehörigen Glück auf einem Piedestal von

gelbem Golde aufzubauen gedacht; nun wich ihm, verrätherisch und tückisch wie echte Lügengeister, gerade in der Stunde der höchsten Noth dieses Piedestal unter den Füßen fort. Alles drohte zusammenzustürzen und im Abgrund zu versinken. War sein Sohn, dieser von der Gunst der Verhältnisse getragene, verweichlichte, in Geschäften und in der Welt unerfahrene junge Mann wirklich der so außerordentlich schwierigen Lage von Prätorius & Comp. gewachsen? Und was wurde aus seinen Angehörigen, wenn der gleißende Schimmer des Goldes wirklich einmal von ihnen schwand? Hatten sie genügende innere Kraft, um dem kämpfenden Wirrsal der Welt zu widerstehen?

Immer würgender, immer röchelnder rang der Kommerzienrath um Luft. Da war es seinem Sohn, als wenn er ihm gewinkt hätte; mit der Hand oder mit den Augen, er wußte es nicht, aber er fühlte instinktiv, daß sein sterbender Vater ihm noch etwas zu vertrauen habe. Rasch trat er ganz nahe zu ihm heran und beugte sich *lauschend* über ihn. Aber es kam kein Ton aus dem *Munde* des Kommerzienrathes, nur mit den *Lippen flüsterte* er kaum vernehmbar: „Nimm Dich in Acht, Walter, vor der Compagnie! Der Graf ist — nicht die richtige Compagnie, die richtige — Compagnie ist — ist — die A— Arb— — —."

Er vollendete nicht, und — Niemand errieth zur Stunde, was der Kommerzienrath hatte sagen wollen. Wenige Sekunden später war er todt. Die gleich darauf eintretenden Aerzte konnten nur noch als Todesursache — Herzlähmung feststellen.

13.

Der Tod des Kommerzienrathes Prätorius war ein Ereigniß, das in der ganzen Stadt Aufsehen erregte und zu reden gab.

Bezeichnend im höchsten Grade aber war, daß Niemand an den Verstorbenen selbst dachte, vielleicht mit Ausnahme seines Sohnes Walter, sondern Jeder fragte sich: „Wie wird das nun Alles werden? Und was kann ich bei dieser Angelegenheit mit Vortheil für mich thun?" Die gelbe Majestät, der das Leben des Verstorbenen hauptsächlich geweiht war, überschattete ihn auch noch im Tode. Nicht seine Person, nicht seine Herzenseigenschaften, sein Gemüth zog die Aufmerksamkeit der Trauerversammlung auf sich, sondern seine äußerlichen, geschäftlichen und finanziellen Angelegenheiten. Dadurch wurde all' der reiche Prunk und kostspielige Pomp des Begräbnisses zur leeren Förmlichkeit, zum hohlen Gerüst. Graf Lothar machte in seinem Traueranzug eine sehr feierlich-ernste Miene, obwohl ihm innerlich durchaus nicht so zu Muthe war, da er diesen Todesfall als ein für ihn höchst günstiges Ereigniß ansah. Die Frauen von Prätorius & Comp. hatten natürlich in diesen Tagen ihre Nerven und wurden nicht sichtbar. Walter Prätorius war durch das Ereigniß wie zermalmt; er wußte nicht, was er wollte und sollte, stand stumpf und dumpf überall unthätig herum und hatte offenbar den Kopf verloren.

Die Finanzgrößen ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges, die dem Leichenbegängniß beiwohnten, erwogen ziemlich kühl und nüchtern, mit viel oder weniger Sachkenntniß den Fall, und unterhielten sich, während der majestätische Trauermarsch durch die Straßen tönte, über den Kurs der Rheinischen Eisenaktien.

„Ich halte den Grafen v. Fielitz für einen durchaus gewandten und tüchtigen Börsenmann," sagte Direktor Schramm mit jenem kalten, unbeweglichen Ernst, hinter dem sich nicht selten eine abgebrühte, ausgefeimte Verschlagenheit verbirgt, „ob er aber den durch den Streik verursachten Kurssturz wird aushalten können, steht noch dahin."

„Es ist aber überhaupt noch fraglich, ob Graf v. Fielitz in die Firma eintritt," entgegnete Jemand.

„Ich glaube nicht, daß das jetzt noch fraglich ist," meinte der Direktor wieder in seiner ruhigen, bestimmten Würde, als ob seine Meinung und Ansicht thurmhoch erhaben über alle anderen sei. „Wenn Graf v. Fielitz nicht in die Firma einträte, so würden sich größere Auszahlungen an ihn nicht umgehen lassen, die, wie ich glaube, jetzt nicht im Interesse der Firma liegen. Das schien wenigstens die Meinung der Frau Kommerzienrath Prätorius zu sein, die mich gestern Abend um meinen Rath fragte. Ich habe ihr offen und ehrlich geantwortet, daß ich den Grafen für einen unbedingten Gewinn für die Firma halte, und das schien auch ihre Ansicht zu sein."

Direktor Schramm pflegte sich seine Leute genau anzusehen und kannte besonders den Grafen Lothar durch und durch. Schon früher, als es ihm darum zu thun gewesen war, seinen Aktienbestand zu hohen Preisen, und doch ohne das Konsortium stutzig zu machen, zu verkaufen, hatte er in dem Grafen einen Gimpel kennen gelernt, der leicht auf den Leim ging. Die Gerüchte, die er damals über seine eigene „*Pleite*" in Umlauf gebracht, hatten bei ihm einen günstigen Boden gefunden. Den Streik, der jetzt zur Ueberraschung nicht nur des Konsortiums, sondern aller Welt eingetreten war, hatte der Direktor, der mit seinen Arbeitern tagtäglich im persönlichen Verkehr war, längst kommen sehen. Er hatte die Gährung, die unter den Arbeitern bestand, beobachtet, hatte sie wachsen sehen und schließlich selbst mit geschürt, daß nun endlich der Streik ausbrach. Dieser Streik sollte ihm ein Mittel dazu sein, die früher theuer verkauften Aktien jetzt um einen Spottpreis wieder zurückzukaufen, und zu diesem Zweck war ihm Graf Fielitz als Chef von Prätorius & Comp. gerade recht. Was kümmerte es den Direktor Schramm und seine starre Würde, wenn dieser Weg ihn über den Ruin ehrlicher Leute, ja selbst über deren Leichen führte?

— — — — — — — — — —

Endlich waren alle diese leeren Förmlichkeiten und Feierlichkeiten vorüber. Jedermann fühlte sich entlastet und erleichtert.

„Es ist selbstverständlich und leicht begreiflich, Frau Kommerzienrath," sagte Graf Lothar im Brustton der Ueberzeugung, „daß Sie auf's Aeußerste erschöpft sind. Solche Ereignisse bringen auch sonst gesunde Nerven herunter, um wie viel mehr müssen Sie darunter leiden. Ich hoffe, daß Sie dem Zureden Ihrer Kinder nicht mehr länger widerstehen und Ihre Erholungsreise nun um keinen Tag mehr verschieben."

„Ich meinerseits," sagte darauf Walter Prätorius etwas gedrückt und verlegen, „möchte dagegen meine Meinung dahin abgeben, daß wir mit Rücksicht auf den augenblicklichen Stand unserer Verhältnisse alle Ausgaben vermeiden müssen, die nicht durchaus nothwendig sind. Das bare Geld ist bei uns jetzt außerordentlich knapp, und ich bin überzeugt, daß Lothar selbst meiner Meinung sein wird, wenn er sich erst gehörig im Geschäft umgesehen haben wird."

„Mit Verlaub, lieber Schwager," entgegnete der Graf ziemlich scharf, aber durchaus höflich, „ich glaube nicht, daß ich je der Meinung sein werde, daß Prätorius & Comp. in irgend welcher Hinsicht knausern dürfen. Ich habe gestaunt, welche ungeheuerlichen Gerüchte über die Bank im Umlauf sind! Nach diesen Gerüchten, die meist von ganz urtheilslosen Leuten ausgehen, müßten wir schon längst fallirt und Gott weiß was alles haben. Du selbst hast mir gesagt, daß unsere beste Kundschaft uns gegenüber eine fast beleidigende Vorsicht an den Tag legt und vor aller Berührung mit der Bank zurückschreckt, daß man die Einlagen zurückzieht und Guthaben realisirt, woran unter normalen Verhältnissen nie gedacht worden wäre —"

„Eben deshalb aber ist unsere Lage augenblicklich eine überaus schwierige und bedrohte. Ich habe zu den verzweifeltsten Mitteln greifen müssen, um diesen Sturm aushalten zu können. Ich habe unseren Aktienbestand, soweit er uns überhaupt noch zur Verfügung stand, unter erschwerenden und drückenden Umständen verpfänden müssen. Und eben deshalb —"

„Eben deshalb," unterbrach ihn Graf Lothar, „ist jetzt nichts unangebrachter und schädlicher für uns, als schäbige Knauserei. Gerade jetzt müssen wir, um das gesunkene Vertrauen zu heben, der Welt zeigen, was Prätorius & Comp. ist, und was wir können. Gerade jetzt muß etwas geschehen, was uns in vortheilhaftem Lichte erscheinen läßt, und das kann nur, abgesehen von der drückenden Nothwendigkeit, abgesehen davon, daß uns der körperliche Zustand Deiner Mutter dazu zwingt, durch die mit demonstrativem Luxus in Scene gesetzte Reise Deiner Mutter geschehen."

Der Frau Kommerzienrath leuchtete das natürlich ein. Das Sparsamkeitssystem ihres Sohnes schien ihr weder der Würde von Prätorius & Comp. zu entsprechen, noch entsprach es ihrer eigenen Lebensgewohnheit und Liebhaberei.

„Unter den obwaltenden Umständen," fuhr Graf Lothar fort, „überwindet man augenblickliche Verlegenheiten am besten dadurch, daß man sie ignorirt. Es ist das für uns sogar ein Gebot der Klugheit. Dadurch kommen wir am schnellsten wieder zu normalen Verhältnissen."

„Und was soll geschehen," nahm Walter Prätorius wieder das Wort, „wenn die Rheinischen Eisenaktien noch weiter fallen? Es ist ja seit dem Ausbruch des Streiks eine förmliche Deroute."

(Fortsetzung folgt.)

Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin.

(Mit Porträt auf Seite 201.)

Der Nachfolger des am 10. April zu Cannes verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin auf dem Throne ist dessen einziger Sohn, Friedrich Franz IV., da dieser aber noch minderjährig ist, führt vorerst die Regentschaft der Bruder des Verstorbenen, Herzog Johann Albrecht. — Großherzog Friedrich Franz IV., dessen Porträt wir auf S. 201 bringen, ist am 9. April 1882 zu Palermo geboren. Dort, in der Villa Belmonte am Busen von Palermo, dem Kap Zafarano gegenüber, erfolgte am 26. Mai 1882 auch seine Taufe. Nach Mecklenburg ist er nur vorübergehend gekommen. Im vergangenen Sommer wurde der jetzige Großherzog zusammen mit seiner nur anderthalb Jahre älteren Schwester Alexandrine, die sich jüngst mit dem Prinzen Christian von Dänemark verlobt hat, in der Schweriner Schloßkirche konfirmirt. Er ging dann nach Dresden, um dort das Vitzthum'sche Gymnasium zu besuchen. Es fehlen ihm zur Volljährigkeit nach dem mecklenburgischen Hausgesetz noch vier Jahre; erst mit dem vollendeten neunzehnten Jahre kann er die Regierung übernehmen.

Mandaya-Niederlassung am Tágum auf den Philippinen.

(Mit Bild auf Seite 204.)

Es will den Spaniern noch immer nicht gelingen, des auf den Philippinen ausgebrochenen Aufstandes gänzlich Herr zu werden. Unser Bild auf S. 204 versetzt uns nach Mindanao, welches nach Luzon die größte von jenen Inseln ist und einen Flächenraum von ungefähr 1570 geographischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von gegen 200,000 Einwohnern hat. Unter den Stämmen der Eingeborenen ist einer der wichtigsten jener der Mandayas, welche

in der Nähe der Südspitze der Insel zwischen dem 7. und 8. Grade nördlicher Breite zu beiden Seiten des Flusses Tágum wohnen, der durch die Vereinigung der beiden Flüsse Sálug und Libagánum gebildet wird. Offenbar haben die Mandayas früher in niedrigen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegenden gelebt, wo sie ihre Wohnungen auf hohe Bambuspfähle setzen mußten. Obwohl sie nun in ihren jetzigen Wohnsitzen am Tágum und Sálug nichts mehr von großen Ueberschwemmungen zu fürchten haben, da sie ihre Niederlassungen meist weit oberhalb der Hochwassergrenze anlegen, so stellen sie doch immer noch alle ihre Bauten auf hohe Bambuspfähle oder sogar in die Krone großer alter Bäume, wie dies auf unserem Bilde zu sehen ist. Jedes dieser Häuser wird von mehreren Familien bewohnt, die sehr friedlich miteinander auskommen. Der Zugang ist nur mittelst Leitern möglich, die Nachts heraufgezogen werden.

Dante's Begegnung mit Beatrice.

(Mit Bild auf Seite 205.)

Mit dem unsterblichen Ruhm des italienischen Dichters Dante Alighieri (1265—1321) ist auch der Name seiner geliebten Beatrice verbunden, welche die Muse seiner Dichtung war. Zuerst hatte er das holde Kind, die achtjährige Tochter Folco de Portinari's, als neunjähriger Knabe bei einem Maifest in Florenz gesehen. Fortan entschwand ihr Bild seiner Seele nicht mehr; auch sah er sie mehrmals auf der Straße und in der Kirche wieder. Unser Bild auf S. 205 (nach einem trefflichen Gemälde von Lorenzo Valles) stellt den bedeutungsvollen Augenblick dar, als der junge Dante, damals noch Student, Beatrice zum ersten Mal auf der Straße anredet. Er suchte sein Geheimniß vor aller Welt zu wahren, verrieth es aber doch einmal durch beständiges Hinblicken nach ihrem Platze in der Kirche, so daß Beatrice ihn nicht mehr grüßte. Bald hernach heirathete sie den reichen Simone de Bardi, starb aber in der Blüthe ihrer Jugend im Jahre 1290. Dante vergaß ihrer nimmer, wenn er sich auch nach ihrem Tode mit Donna Gemma aus dem Geschlechte der Donati vermählte; immer von Neuem besang er sie und ihr Andenken, auch in seinem späteren unsterblichen Werk „Die göttliche Komödie".



Mandaya-Niederlassung am Tágum auf den Philippinen. (S. 203)

Die Dämoneninsel.

Erzählung von **Pal. Fern.**

(Nachdruck verboten.)

Nicht weit von der Küste Neufundlands erhebt sich aus dem Ozean eine einsame Insel mit schroffen Felsen und weit ins Meer hinaus sich erstreckenden sandigen Landspitzen, doch auch im Innern mit grünen Wäldern, üppigen Graswiesen und schönen Quellen wohl versehen, wovon man freilich vor 350 Jahren nicht viel wußte, denn das Eiland wurde gefürchtet und gemieden von den französischen, baskischen und spanischen Kabeljaufischern, die seit 1504 über der großen Neufundlandbank, dieser reichsten und unerschöpflichsten Fischgrube der Erde, ihre Netze auswarfen. Sie nannten das Eiland die „Dämoneninsel", weil, wenn sie daran vorbeisegelten, vom Ufer her unheimliches Geräusch erscholl, seltsames Brüllen und wildes Heulen. Nach der abergläubischen Meinung der unwissenden Fischer mußte also die geheimnißvolle Insel von Dämonen bewohnt sein.

Wie es kam, daß dies Eiland später den Namen „Isle de la Demoiselle" (Insel des Fräuleins) erhielt, wollen wir erzählen.

Nachdem schon einige Schiffer aus Honfleur, Dieppe und St. Malo im Golf von St. Lorenz Entdeckungsfahrten gemacht hatten, wurden endlich im Jahre 1523 im Auftrage der französischen Regierung von dem Kapitän Verrazzano, einem Florentiner in französischen Diensten, die Küsten jener Gegenden genauer erforscht. Ihm folgte später — 1535 — der noch befähigtere Kapitän Jacques Cartier aus St. Malo, der mit seinen kleinen Fahrzeugen weit den Lorenzfluß hinaufsteuerte bis zu der Stelle, wo jetzt die Stadt Montreal sich befindet. Mit den Indianern knüpfte er Verbindungen an und gründete eine Niederlassung, die aber aus Mangel an zureichenden Mitteln nicht lange bestehen konnte.

Dennoch gab die französische Regierung den Plan, „Neufrankreich", wie damals Kanada genannt wurde, zu kolonisiren, nicht auf. Im Jahre 1542 segelte aus dem Hafen von Rochelle mit drei Schiffen und einigen hundert



Dante's Begegnung mit Beatrice. *Nach einem Gemälde von L. Valles.* (S. 204)

Kolonisten der Seigneur Jean de la Rocue de Roberval, ein Edelmann aus der Picardie, welchem König Franz I. den prunkvollen Titel „Vizekönig und Generallieutenant von Neufrankreich" verliehen hatte, nach dem St. Lorenzstrome ab. Einige junge abenteuerlustige Edelleute hatten sich der Expedition angeschlossen, und auch die Familie des Vizekönigs war an Bord des Hauptschiffes, dabei auch seine Nichte, die schöne Marguerite.

Cartier, der ursprüngliche große Entdecker, war mit einem Adelsbrief abgespeist worden. Er wollte, entrüstet über solche Undankbarkeit, nichts mehr mit den Kolonisationsplänen der Regierung zu thun haben und zog sich grollend auf sein kleines Landgut Limoilou, nahe St. Malo, zurück.

Eine weniger für ein solches Kolonisationsunternehmen geeignete Persönlichkeit, als den Seigneur de Roberval, hätte man wohl in ganz Frankreich nicht finden können. Er war ein rechthaberischer, jähzorniger, grausamer Mann, vor dessen häufigen Wuthausbrüchen die eigene Familie zitterte.

Seiner Nichte hatte er zum Gemahl einen Offizier bestimmt, welchen diese verabscheute. Dagegen liebte sie von Herzen einen jungen Edelmann aus Anjou, Raoul de Monvel, der sich, um seine Angebetete nicht gänzlich zu verlieren, auch für die Expedition hatte anwerben lassen. Dem Zorne Roberval's trotzend, ließen die Liebenden sich heimlich von einem Priester trauen, der mit an Bord war. Aber das Geheimniß wurde dem Vizekönig verrathen, und er gerieth in unsinnige Wuth. Zur Strafe für diesen Ungehorsam beschloß er, das junge Ehepaar nicht nach Kanada mitzunehmen, sondern es auf die nächste unbewohnte Insel auszusetzen.

— — — — — — — — — —

Das Wetter war heiter, die Sonne glänzte am blauen Himmel, eine leichte frische Brise kräuselte die Wellen des Atlantischen Ozeans.

Auf dem Verdeck des Hauptschiffes stand mit finsterer Miene der Vizekönig bei einigen Offizieren. Nicht weit von dieser Gruppe hielten Raoul und Marguerite sich umschlungen. Einige Matrosen schafften die Habseligkeiten der Liebenden an Deck.

Ein Haufen von Kolonisten mit Frauen und Kindern, dabei auch die eigenen Angehörigen des Vizekönigs, hielt sich in scheuer Entfernung. Niemand wagte, für das Liebespaar ein gutes Wort einzulegen.

In der Ferne tauchte eine einsame Felseninsel aus dem Meere empor. Roberval befahl dem Kapitän, dorthin zu steuern.

„Euer Gnaden," sagte der alte Seemann, „ich meine, es wäre doch wohl besser, eine andere Insel auszusuchen für das, was Ihr vorhabt."

„Warum?" fragte barsch der Vizekönig.

„Weil das Eiland drüben die Dämoneninsel ist. Wer dort landet, ist unrettbar verloren."

„Unsinn. Schweigt!"

Nach einer Weile kam das Eiland besser in Sicht, und Aller Blicke richteten sich dorthin.

Man sah den weißen sandigen Strand, dahinter grünbebuschte Hügel und steile Felsen.

„Dort also will der Wütherich uns aussetzen," flüsterte Marguerite. „Die Insel sieht nicht gar so schlimm aus!"

„Eher wie eine Insel der Seligen, als wie eine Dämoneninsel," versetzte Raoul.

Das Schiff war jetzt einer weit ins Meer hinaus sich erstreckenden Landspitze nahe gekommen. Auf Befehl des Vizekönigs wurde beigedreht.

„Setzt das große Boot aus!" kommandirte er. Die Matrosen machten sich schweigend an die Arbeit, als plötzlich von dem Eiland her ein langgehaltener, geisterhafter Klageton herüberschallte, wie geheimnißvoller Orgelklang anschwellend und dann leise verhallend.

Alles erfaßte ein abergläubischer Schrecken. Die Seeleute bekreuzten sich. Aber um die Lippen des Vizekönigs spielte ein höhnisches Lächeln.

Marguerite war leichenblaß geworden. Sie fiel auf die Kniee und schrie entsetzt: „Gnade, Gnade, Onkel! Setze uns nicht auf diese Geisterinsel aus! Wähle eine andere!"

„Nein!" sagte Roberval mit rauher Stimme. „Ich habe geschworen, Dich mit Deinem Galan auf die erste Insel auszusetzen, die wir auf unserer Fahrt antreffen würden. Dabei bleibt es. Auf der Insel dort magst Du also Deine Flitterwochen verleben. Es ist Deine eigene Schuld.

„Lieber wollen wir bei unbekannten Dämonen sein, als noch länger bei dem herzlosen Tyrannen an Bord dieses Schiffes," flüsterte Raoul. „Nur Muth, mein theures Weib!"

Marguerite erhob sich. Sie sah nun mit festem Blick ihren grausamen Onkel an und sprach mit lauter Stimme: „Unser Fluch soll Dich verfolgen, so wie Du mich und Raoul verfolgst! Kommen wird der Tag, an welchem Du Rechenschaft ablegen sollst über das Böse, das Du uns heute thust!"

Der Vizekönig zuckte die Achseln. „Bootsmannschaft," schrie er, „hinunter in's Boot!"

Die Leute zauderten.

„Nun, wird's bald?"

„Mit Verlaub, Euer Gnaden," sagte der Bootsmann, „wir fürchten uns vor den Brüllteufeln da drüben."

„Ich lasse euch nach fünf Minuten wegen Meuterei hängen, wenn ihr nicht augenblicklich gehorcht!"

Diese Drohung trieb die sechs Matrosen mit dem Bootsmann rasch in's Boot.

Raoul und Marguerite stiegen ebenfalls die Fallreepstreppe hinab in's Boot, in welches ihre Habseligkeiten, dazu eine Muskete nebst Munition, ein Spaten, ein Beil und einige sonstige Werkzeuge, ferner ein geringer Vorrath von Lebensmitteln gebracht worden waren.

Da hörte man einen gellenden Ruf. Es war Suzon, die Zofe Marguerite's. Die treue Person stammte aus der Normandie und wollte durchaus mit. Vergebens suchten die anderen Weiber sie zurückzuhalten und von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie riß sich los und lief zu ihrer Herrin.

„So laßt doch die Närrin laufen!" rief Roberval.

Wenige Minuten später wurden Raoul, Marguerite und die treue Suzon der Insel zugerudert. Am äußersten Ende der Landspitze legte das Boot an. Die Drei stiegen aus, und die Matrosen brachten die Sachen an's Ufer, wobei sie sich möglichst beeilten.

Da erscholl wieder der geheimnißvolle geisterhafte Klang.

„Alle guten Geister!" stammelte der Bootsmann, indem er sich bekreuzte. „Da lassen sich die Teufel schon wieder vernehmen! Sind wir hier fertig? Ja? Dann schnell in's Boot, Leute!"

Marguerite schmiegte sich zitternd an den Geliebten, dem auch nicht ganz wohl bei der Sache war. Suzon aber sagte unerschrocken: „Ei was, ich glaube, das sonderbare Geräusch hat nicht viel zu bedeuten! An der Küste der Normandie, wo die hohen Felsenufer sind, da rumort es auch zuweilen so wunderlich; das habe ich selbst gehört."

„Gott erbarme sich eurer armen Seelen!" rief der Bootsmann noch. Dann stießen die Matrosen ab. Nach zehn Minuten langte das Boot draußen bei dem Schiffe an und wurde aufgehißt.

Dann setzte man auf dem großen Fahrzeug wieder alle Segel bei und segelte weiter. Viele mitleidige Blicke flogen nach dem Eiland hinüber, so lange sie die drei Ausgesetzten noch sehen konnten.

— — — — — — — — — —

Das französische Geschwader segelte durch den St. Lorenzgolf und dann den gewaltigen Fluß hinauf, bis die Gegend erreicht wurde, wo man später die Stadt Quebec erbaute. Damals befand sich dort nur ein armseliges Indianerdorf.

Der Vizekönig hielt den Platz für gut geeignet und begründete da seine Niederlassung, indem er ein Fort anlegte. Doch schon nach einigen Monaten entstand eine große Unzufriedenheit in der Kolonie. Die meisten Ansiedler hatten sich das Leben in der Wildniß ganz anders gedacht. In Kanada mußten sie viel angestrengter und dazu unter eisernem Zwange arbeiten und viel mehr darben, als in Frankreich. Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen herrschte bald, da keine Schiffe aus der Heimath nachgeschickt wurden und die erste Ernte völlig mißrieth. Zu dem allen gesellten sich noch die Schrecken eines sehr harten Winters und die Grausamkeiten des Vizekönigs, der mehrere Unzufriedene, die sich gegen seine strengen Befehle auflehnten, aufhängen, Andere auspeitschen ließ. Unter solchen Umständen flüchteten Manche in die Wälder, um sich entfernter wohnenden Indianerstämmen anzuschließen.

Zwei Matrosen, Hubert Rollin und Jean Gaillon — des Letzteren Bruder Michel war einer ganz geringfügigen Ursache wegen gehängt worden —, bemächtigten sich, als es wieder Frühling geworden war, in der Nacht eines großen Segelbootes, in der Absicht, damit den St. Lorenzfluß hinab und durch den Golf nach der Küste von Neufundland zu fahren, ein gefährliches Unternehmen, welches ihnen aber gelang.

Bei Neufundland begegneten sie dem Schiffe eines Kabeljaufängers aus Dieppe, der sie an Bord nahm, wo sie gute Dienste leisteten. Als das Fischerfahrzeug volle Ladung hatte, steuerte es heimwärts.

Nach der Ankunft in Dieppe erzählten Gaillon und Rollin überall, wo sie hinkamen, ihre Abenteuer in Kanada, die rührende Geschichte der unglücklichen Ausgesetzten auf der Dämoneninsel, und wie die Zustände in der von Roberval gegründeten Kolonie die denkbar schlechtesten seien. Die Kunde davon drang bald in weitere Kreise.

Rollin fuhr dann wieder auf neue Seefahrten aus. Sein Genosse aber blieb noch in Dieppe. Eines Tages erschien bei ihm in der Matrosenherberge ein junger stattlicher Kavalier, der Vikomte Eustache de Comminges aus Anjou, ein Vetter Raoul's de Monvel. Dieser hatte Einiges von den Mittheilungen der beiden Matrosen erfahren und war sogleich nach Dieppe geeilt, um genauere Fragen zu stellen.

Gaillon theilte ihm ausführlich Alles mit, was er wußte.

Dann sagte der Vikomte: „Mein Braver, wollt Ihr es wagen, mit mir nach der Dämoneninsel zu segeln, um meinen Vetter, dessen edle Gemahlin und deren treue Dienerin aus der Noth zu befreien?"

„Ja, Herr!" versetzte der wackere Matrose entschlossen. „Ich gehörte selbst zu der Bootsmannschaft, welche die Unglücklichen nach der Landspitze bringen mußte. Dämonen habe ich da gar nicht gesehen, wohl aber viele Seevögel. Das sonderbare Geräusch freilich hört sich recht schauerlich an. Aber ich bin gerne bereit zu dem Wagestück!"

„Wohl, so tretet in meine Dienste. Ich werde Euch gut belohnen."

„Topp!"

—

„Wir müssen also ein Schiff haben und eine kleine Schaar verwegener und erfahrener Seeleute.“

„Vor Allem einen tüchtigen Kapitän!“

„Selbstverständlich. Kennt Ihr den berühmten Kapitän Jacques Cartier?“

„Ja, Herr. Ich habe mit ihm eine Reise gemacht.“

„Nun wohl, ich will Cartier zu bewegen suchen, Kapitän eines guten Schiffes zu werden, das ich auszurüsten gedenke. Reiset morgen mit mir nach St. Malo.“

„Dazu bin ich bereit, Herr!“ —

Die Beiden reisten nach der altersgrauen Seestadt und begaben sich von da nach dem Gute Limoilou, wo sie den Kapitän trafen.

Zuerst schien er nicht recht geneigt, seine ländliche Ruhe zu verlassen, um abermals auf gefahrvolle Seeabenteuer auszuziehen.

Aber der Vikomte sagte sehr eindringlich: „Kapitän, es handelt sich, abgesehen von den beiden anderen Personen, um eine junge Dame, die in großer, in schrecklicher Noth ist! Wer anders soll die Bedauernswerthe denn befreien können, wenn nicht Ihr, der kühne, erfahrene Seemann? Im Namen der Menschlichkeit und Ehre biete ich Euch den Befehl an über das Schiff, welches ich ausrüsten will zu einer Fahrt nach der sogenannten Dämoneninsel!“

Diesem Andringen konnte der alte Seemann nicht widerstehen. Auch übernahm er es, in St. Malo ein Dutzend der verwegensten Matrosen anzuwerben.

Schon nach wenigen Tagen kam er damit zu Stande. Nachdem das Schiff verproviantirt worden war, konnte die Abfahrt stattfinden, und der Vikomte begab sich mit Gaillon an Bord.

Die Fahrt verlief rasch und glücklich. Es war im August, der schönsten Jahreszeit, als sie die Dämoneninsel in Sicht bekamen. Nach Gaillon's Anweisung steuerte man auf die Landspitze zu. Da sahen sie eine weibliche Gestalt am Strande, die ein Tuch schwenkte.

„Das ist also die junge Dame!“ sagte Cartier. „Aber wo mögen die anderen Beiden sein?“

„Es ist sonderbar,“ murmelte Eustache. „Ich ahne nichts Gutes.“

„Nun, ihr wackeren Jungen,“ rief der Kapitän den Matrosen zu, „hier ist ein guter Ankergrund, so laßt denn den Anker fallen, und bemannt sogleich das Boot! Ihr seht wohl, die Dame hat hier lange Zeit gelebt und ist nicht von den Dämonen gefressen worden.“

„Hurrah!“ schrie die Mannschaft.

Cartier, Comminges und Gaillon wurden an's Land gerudert.

„Gute Leute,“ rief Marguerite ihnen zu, als sie ganz nahe gekommen waren, „ist es eure Absicht, mich aus meinem Elende zu erlösen?“

Die Seeleute stiegen aus dem Boote und betraten die Insel. Die Schönheit der jungen Dame erregte ihre Bewunderung. Alle Entbehrungen, alle Leiden, die sie ertragen haben mußte, hatten ihre Schönheit nicht zu zerstören vermocht.

„Wir kommen Euch zu retten, edle Dame!“ sagte der junge Edelmann. „Ich bin der Vikomte Eustache de Comminges, der Vetter Raoul's, und habe diese Expedition zu Eurer Rettung unter Leitung des hochherzigen Kapitäns Cartier ausgerüstet. Aber wo ist mein Vetter Raoul?“

„Ach,“ seufzte Marguerite in Thränen ausbrechend, „mein Gemahl ist nicht mehr unter den Lebenden! Er wurde von einer wüthenden Eisbärin zerrissen, die im Frühjahr auf einer Eisscholle nach der Insel verschlagen wurde und die er erlegen wollte. Er verwundete das Thier schwer durch einen Schuß, aber bevor es starb, stürzte es sich auf Raoul und zerriß ihn.“

„Arme Frau!“

„Wie habe ich geweint und geklagt, als ich das Liebste verlor, das ich auf Erden hatte! Kommt, Herr Vetter, folgt mir, ich will Euch sein Grab zeigen!“

Sie führte die Männer etwa tausend Schritte weit am Strande entlang und dann in ein Thal zwischen grünen Hügeln und grauen Felsen. Hier sah man eine starkgebaute Hütte an eine Felshöhlung gelehnt, welch letztere gewissermaßen eine kellerähnliche Fortsetzung der Wohnung bildete. Dabei war ein kleiner Garten angelegt und daneben der Friedhof der Insel: zwei Gräber.

„Da ist das Grab meines geliebten Raoul!“

„Und das andere?“

„Es birgt meine treue Suzon. Sie starb vor einem Vierteljahre.“

„So habt Ihr also drei Monate lang ganz allein in dieser Einsamkeit zugebracht?“

„Ja, mein Herr.“

Ein Windstoß fegte ächzend über das Eiland hin. Da vernahm man ganz deutlich den geheimnißvollen geisterhaften Ton.

„Horcht!“ rief Cartier. „Was kann das denn eigentlich sein? Habt Ihr jemals Dämonen oder sonstige Unholde gesehen, edle Dame?“

Marguerite lächelte unter Thränen. „Ach, wir hatten in der ersten Zeit große Furcht, wenn diese geisterhaften Töne vernehmbar wurden,“ sagte sie. „Suzon entdeckte zuerst die ganz natürliche Ursache. Nein, es gibt hier keine Dämonen irgend welcher Art. Die schreckhaften Töne werden hervorgebracht durch den Wind, der sich in den gewundenen und vielfach verschlungenen Felsenhöhlen verfängt, deren es viele auf der Insel gibt.“

„So bin ich sicher, daß die Insel bald ihren schlimmen Ruf verlieren wird, denn ich werde das, was Ihr mir mitgetheilt habt, in den französischen Häfen bekannt machen lassen.“

„O, Herr Kapitän, das Eiland bietet viel Gutes. Es hat uns hier niemals an Nahrungsmitteln gefehlt. Die wilden Seevögel sind so zutraulich, daß man sie leicht fangen kann, und die wohlschmeckendsten Eier kann man zu gewissen Zeiten in unglaublicher Menge sammeln. Auch bietet das Meer schöne Fische, besonders Kabeljaus. Man kann oft in einer Viertelstunde mit der Angel oder mit einem kleinen Netz mehr fangen, als man in einer Woche zu verbrauchen vermag.“

„Aber die rauhe Winterzeit?“

„Die haben wir meist in unserem Höhlenkeller zugebracht, wo wir eine Feuerstätte einrichteten und uns zu wärmen vermochten. An Holz fehlte es uns nie. Wir brauchten auch nicht Bäume zu fällen, denn Treibholz liegt immer in Massen am Strande. Vorräthe von Lebensmitteln hatten wir reichlich für den Winter eingesammelt, besonders getrocknete Fische. Aber es war doch eine traurige Zeit.“

„Wie muß Euch erst zu Muthe gewesen sein, als Ihr hier ganz allein waret!“ rief Comminges mitleidig.

„Ach, Herr Vetter, Ihr könnt mir glauben, ich bin zuweilen dem Wahnsinn nahe gewesen!“

„Da mein Vetter todt ist und die Euch zugefügte Unbill nicht mehr zu rächen vermag, so bin ich nun Euer Ritter und Rächer,“ rief Eustache. „Ich will den elenden Vizekönig bestrafen. Kapitän, laßt uns den St. Lorenzstrom hinaufsteuern nach der Kolonie.“

„Das wäre nicht weislich, Vikomte!“ versetzte Cartier. „Der Wütherich würde Euch einfach durch seine Schergen in den Kerker werfen und umbringen lassen. Wartet lieber, bis Roberval nach Frankreich zurückkehrt, was sicherlich bald geschehen muß. Dann bestraft den Elenden, wie er es verdient.“

Eustache sah ein, daß Cartier Recht hatte, und beschloß, seinem Rathe zu folgen.

Man geleitete die Gerettete an Bord. Das Fahrzeug lichtete die Anker und steuerte nach St. Malo zurück.

— — — — — — — — — —

Der unfähige Vizekönig und Generallieutenant von Kanada mußte bald seine armselige Kolonie aufgeben. Mit den wenigen ihm treu Gebliebenen segelte er nach Frankreich zurück. Es geschah dies etwa vier Monate nach der Befreiung Marguerite's.

Roberval begab sich nun in den Louvre zum König, wohin er befohlen war, um Rechenschaft über sein Verhalten abzulegen.

Franz I. empfing ihn sehr ungnädig. „Messire,“ sagte er zu ihm, „es ist zu meiner Kenntniß gekommen, daß Ihr Euch großer Ruchlosigkeiten schuldig gemacht habt. Arme Leute, die Euch mißfielen, habt Ihr peitschen, foltern, hängen, erschießen lassen. Einen gewissen Raoul de Monvel und Eure eigene Nichte habt Ihr auf eine wüste Insel ausgesetzt und des Ersteren Tod verschuldet.“

„Sire —“

„Schweigt! Ein braver junger Edelmann hat die unglückliche Dame vor dem sonst sicheren Verderben gerettet. Geht, Messire! Ich bin mit Euch sehr unzufrieden!“

Ganz niedergeschmettert verließ Roberval das königliche Gemach. Im Vorsaale warteten viele Höflinge, die den in Ungnade Gefallenen mit höhnischen Blicken anschauten. Man gönnte ihm allgemein seinen Sturz.

Als Roberval aus dem königlichen Schlosse trat, sah er sich einer Schaar von Edelleuten gegenüber, an deren Spitze Eustache v. Comminges stand. Letzterer ging auf Roberval zu und sagte: „Ihr habt es verschuldet, daß mein Vetter Raoul de Monvel einen schauerlichen Tod hat erleiden müssen!“

Roberval antwortete nicht, sondern starrte nur finster den jungen Edelmann an.

Dieser fuhr fort: „Und höchst schmachvoll habt Ihr Marguerite de Monvel behandelt, deren Ritter ich nun bin! Ihr seid ein Elender!“ Mit diesen Worten schlug er ihn in Gegenwart der Umstehenden mit dem Handschuh in's Gesicht.

Der ehemalige Vizekönig fuhr mit einem Schrei der Wuth zurück und riß den Degen aus der Scheide, indem er sich auf seinen Beleidiger stürzte. Aber dieser war auf den Angriff schon vorbereitet gewesen, auch sein Degen blitzte, und während die Klingen sich kreuzten, bildeten die übrigen Edelleute schnell einen Kreis um die Kämpfenden.

Der Kampf dauerte nur wenige Minuten. Comminges stieß seinem Gegner das Schwert in die Brust.

Der schwer verwundete Roberval wurde nach Hause geschafft und starb wenige Tage darauf. Da Zweikämpfe unter Edelleuten damals allgemein und erlaubt waren, so traf Comminges nicht nur keine Strafe, sondern seine That fand allgemeine Billigung.

Den Dank aber, daß er der Rächer der schönen Marguerite geworden war, stattete ihm diese dadurch ab, daß sie seine Werbung annahm.

Die Hochzeit wurde bald darauf mit großer Pracht gefeiert, und fortan lebten Beide glücklich auf dem schönen Gute des Vikomte in Anjou. —

In der Folgezeit fürchteten die Schiffer und Fischer sich nicht mehr vor der Dämoneninsel. Dieselbe wurde nun „Insel des Fräuleins“ genannt, richtiger wäre wohl die Bezeichnung „Insel der jungen Wittwe“ gewesen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Abgeführt. — Nach der Uebergabe von Metz (27. Oktober 1870) saßen in einem Pariser Lokal mehrere Herren und besprachen die Tagesereignisse. Einer derselben, ein bekannter Advokat, kritisirte das Verhalten des Marschalls Bazaine in der schärfsten Weise, als ein Herr in Civilkleidung, dem man aber auf den ersten Blick den Offizier ansah, vom Nebentische aufstand und den Advokaten mit den Worten: „Mein Herr, Sie werden mir Genugthuung geben," anredete.

„Sind Sie denn der Marschall Bazaine?" fragte der Geforderte kaltblütig.

„Nein," versetzte der Offizier, „aber ich war längere Zeit sein Adjutant."

„Dann werde ich Ihnen meinen Bureauvorsteher schicken," gab der Advokat unter dem Gelächter der Anwesenden zur Antwort. [W. L.]

Der Weiberfeind. — Schopenhauer behauptet von den Frauen: sie führten den Vorsitz in der Gesellschaft und ertheilten der Unterhaltung einen frivolen und läppischen Charakter, sie verbannten jedes gehaltvolle Gespräch, sie wären wegen der Schwäche ihrer Vernunft weit weniger als die Männer fähig, allgemeine Grundsätze zu verstehen, festzuhalten und zur Richtschnur zu nehmen. Sie neigten zur Verschwendung und dürften deshalb eigentlich nie für mündig erklärt werden, sie seien kindisch, läppisch und kurzsichtig, blieben Zeit ihres Lebens große Kinder, die jungen Mädchen behandelten ihre häuslichen oder gewerblichen Geschäfte als Nebensachen, wohl gar als bloßen Spaß, für ihren eigentlichen Beruf hielten sie die Eroberungen und was damit in Verbindung stehe, wie Toilette, Tanz u. s. w. Die Verstellung sei den Weibern angeboren, ein ganz wahrhaftes, unverstelltes Weib vielleicht unmöglich, daraus aber entspringe Falschheit, Treulosigkeit, Undank u. s. w. Weiber machten sich gerichtlicher Meineide viel öfter schuldig als Männer, es sei überhaupt fraglich, ob man sie zum Eide zulassen solle, der Fall wiederhole sich, daß die feinsten Damen in Kaufmannsläden etwas heimlich einsteckten und entwendeten, zwischen Weibern herrsche von Natur Feindschaft, die Weiber bildeten nicht das schöne, sondern das unästhetische Geschlecht, sie setzten im Theater bei den schönsten Stellen der größten Meisterwerke ihr Geplapper weiter fort und sollten gar nicht in's Theater zugelassen werden. In den schönen Künsten brächten es nicht einmal die bedeutendsten Köpfe dieses Geschlechts zu einer einzigen wirklich großen, echten und originellen Leistung, man sollte ihre Schwäche schonen, aber ihnen Ehrfurcht zu erweisen, sei lächerlich. [D.]

Humoristisches.



Immer derselbe.

Kaufmann (der von der Angebeteten einen Korb bekommen hat): Ich versichere Ihnen, Fräulein, ich würde mir das Leben nehmen . . . wenn wir nicht gerade mitten in der Saison wären!



Naive Ablehnung.

Mama: Märchen, ich erhalte soeben Nachricht, daß Deine Schwester ein kleines Bübchen bekommen hat, und Du kleiner Knirps bist nun Onkel geworden.

Märchen: Nein, Mama, ich will kein Onkel sein!

Mama: Weshalb denn nicht?

Märchen: Weil die immer angepumpt werden.

Die Kraft einer Lerchenbrust. — Die Feldlerche erhebt sich bekanntlich fliegend in der Luft so hoch, daß sie kaum noch mit bloßen Augen gesehen werden kann, aber das Ohr hört sie noch immer, jeden Ton, ganz deutlich und klar. Sie setzt den Gesang keine Minute aus, bis sie wieder den Boden erreicht hat, was oft erst nach zwanzig Minuten geschieht. Die Kraft, welche das niedliche Thierchen im Verhältnisse zu seiner Kleinheit dabei entwickelt, ist erstaunlich. Der geschulteste Sänger kann höchstens 7 bis 9 Minuten lang mit den nöthigen Zwischenpausen in einem fort singen, dann ist er froh, wenn für ihn eine Erholungspause eintritt; er würde todt hinfallen, wenn er es der Lerche in Bezug auf die Länge des Aushaltens gleich thun wollte. [—dn—]

Schmeichelei. — Als Voltaire im 77. Jahre seines Lebens zum letzten Male nach Paris reiste, fuhren ihn die Postmeister selbst. Nur ein einziger. welcher krankheitshalber an das Zimmer gefesselt war, mußte den Dichter seinem Sohne anvertrauen und gab dem Letzteren bei seiner Abfahrt in Voltaire's Gegenwart die Mahnung mit:

„Nimm Dich in Acht, mein Sohn, und bedenke, daß es in Europa viele Könige und Kaiser, aber in der ganzen Welt nur einen Voltaire gibt." [L—n.]

Bilder-Räthsel: „Kindheit".

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 25: Der Müßiggang bringt Schand' und Noth, der Fleiß hingegen Ehr' und Brod.

Charade. (Dreisilbig.)

Wenn die Frühlingslüfte lau
Eure Stirn' umweh'n,
Werdet ihr auf Feld und Au
Froh die Erste seh'n.

Sommergäste, leicht beschwingt,
Kommen dann herbei;
Ihr ersehnter Gruß erklingt
Hold aus Zwei mit Drei.

Hört ihr ihn aus Baum und Strauch
Rings in Feld und Hain,
Stimmt entzückt ihr selber auch
In den Jubel ein.

Doch wenn euch das Ganze dreist
Quält durch Unverstand,
Wünscht ihr diesen Plagegeist
Fort in's Pfefferland.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Räthsel.

Es bleibet, was es ist gewesen,
Magst's vorwärts oder rückwärts lesen;
Doch wunderbar! In allen Landen
Ist's für die Noth oft nicht vorhanden.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung von Nr. 25:
des Scherz-Räthsels: Gefehlt.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.